



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Übersetzungsprobleme im frühen Mittelalter

Heck, Philipp

Tübingen, 1931

b) Die Intuition des Forschers. § 54

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72432](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72432)

versuchen, die Mißverständnisse meiner Rezensenten aufzuklären, obgleich ich dabei viel Selbstverständliches sagen und früher Gesagtes wiederholen muß.

b) Die Intuition des Forschers. § 54.

I. Das Mißverständnis v. SCHWERINS besteht in der Meinung, daß es zwei Methoden der Forschung gäbe: eine Methode mit Gefühlsurteil und nachfolgender Kritik und eine Methode ohne Gefühlsurteil. Tatsächlich gibt es die zweite Form nicht. Eine Forschung ohne Gefühlsurteil, wie sie v. SCHWERIN bei mir wahrzunehmen glaubt, kenne ich nicht und ich halte sie auch nicht für möglich. Individuelle Verschiedenheiten bestehen natürlich, aber betreffen andere Elemente des Erkenntnisvorgangs.

II. Jede Erkenntnis vollzieht sich gefühlsmäßig, intuitiv, dadurch, daß das Zusammentreffen verschiedener Vorstellungen eine neue Vorstellung ergibt¹⁾. Der Forscher liest z. B. eine ihm bisher unbekannte Quellenstelle. Sie weckt in ihm eine Vorstellung nämlich dadurch, daß sie mit Sprachkenntnissen und Sachkenntnissen zusammentrifft. Die neue Vorstellung entsteht zunächst gefühlsmäßig. In anderer Weise kann sie überhaupt nicht entstehen.

Bei dieser Produktion ist immer nicht nur das Oberbewußtsein, sondern auch das Unterbewußtsein beteiligt. Bei jeder intuitiven Erkenntnis greift gleichsam die ganze Persönlichkeit ein. Das gesamte Weltbild spielt eine Rolle. Diese Teilnahme wird dem Forscher nicht im Augenblick der Intuition bewußt, aber sie enthüllt sich bei näherer Überlegung. Wir lesen nach Sprachgefühl, aber von wo stammt unser Sprachgefühl? Doch nur aus der Sprachkenntnis. Wenn der Forscher eine Lateinstelle versteht, so wirken die Schulstunden mit, in denen er als Junge Latein gelernt hat. Es wirken auch

und Wesensschau« zu ersetzen. Er fügt hinzu, »davon, ob es gelingen wird, diese Tendenzen zu überwinden, wird es abhängen, ob ein gesundes wissenschaftliches Leben sich weiter zu erhalten vermag oder ob es in dem alle wahre Kultur bedrohenden Zusammenbruche dem Untergange entgegengeht«.

¹⁾ Man kann die verschiedenen Vorstellungen, die zusammen wirken, als These und Antithese und die neue Vorstellung als Synthese bezeichnen. Gegen eine solche Beschreibung des Erkenntnisvorgangs ist nur einzuwenden, daß sie m. E. weniger klärt, als verschleiert.

alle die Beobachtungen und Überlegungen mit, die er später gemacht hat. Wer noch im Latinismus befangen ist, wird von einer Übersetzungsquelle einen anderen intuitiven Eindruck erhalten, als der Übersetzungskritiker¹⁾. Es wäre ein Irrtum, wenn man die Einzelforschung als Betrachtung des Einzelnen und die Intuition als Erkenntnis aus dem ganzen Weltbilde heraus einander entgegenstellen wollte. Auch der Einzelforscher sieht natürlich nicht nur die Einzelstelle, sonst würde er sie überhaupt nicht verstehen. Immer wirkt das ganze Weltbild mit²⁾.

Der Umfang der intuitiven Erkenntnis ist bei den einzelnen Forschern verschieden. Die Reaktion gegenüber einer neuen Vorstellung hängt einmal ab von dem Umfange der schon vorhandenen Vorstellungen, einfach ausgedrückt, von den Vorkenntnissen. Dabei kommt es nicht nur auf den Inhalt des Oberbewußtseins an, sondern auch auf den Reichtum des Unterbewußtseins. Die Reaktion hängt aber auch von einer anderen Eigenschaft ab, die man als Schnelligkeit der Leitung bezeichnen kann. Das Ansprechen latenter Vorstellungen auf den Reiz, den die neue ausübt, kann sich leicht oder schwer, rasch oder langsam vollziehen. Von diesen beiden Vorbedingungen wird namentlich die Fülle der Erkenntnisse abhängen, die ein Forscher gewinnt: seine Produktivität an neuen Gedanken.

Das Ergebnis der Intuition kann falsch sein. Jeder Geschichtsforscher hat unzählige Male erfahren, daß der erste Eindruck, den er von dem Inhalte einer Quellenstelle erhielt, ein irriger war. Oben wurde hervorgehoben, daß ein solcher Irrtum bei Übersetzungsquellen besonders häufig eintritt. Die erste Intuition ist durch den lateinischen Sprachgebrauch beeinflusst. Sie wird berichtigt, so bald man die Übersetzungsfrage stellt. Die Möglichkeit der Täuschung beruht gerade darauf, daß bei der Intuition das derzeitige Unterbewußtsein mitwirkt, auch mit seinen augenblicklichen Schwächen. Deshalb kön-

¹⁾ Vgl. oben S. 24 N. 5.

²⁾ Das Gefühlsurteil bei der historischen Erkenntnis ist ebenso zu beurteilen wie das Gefühlurteil bei der Rechtsgewinnung (Arch. f. d. ziv. Praxis 112, 242 ff.). Der Unterschied besteht darin, daß bei der Rechtsgewinnung auch die Ziele der künftigen Lebensgestaltung das Ergebnis bestimmen, bei der historischen Erkenntnis aber nicht.

nen bei dem gefühlsmäßigen Eindruck unberechtigte Einwirkungen kausal werden. Unberechtigte Einwirkungen verschiedener Art. Unrichtige Erinnerungsbilder. Man denkt unwillkürlich an eine andere Stelle, deren Einzelheiten man nicht richtig im Gedächtnis hat. Logischer Fehler. Besonders häufig ist das Eingreifen der *petitio principii*. Eine Beobachtung scheint eine Meinung deshalb zu bestätigen, weil diese Auslegung mit einer zweiten Vorstellung übereinstimmt, die im Unterbewußtsein lebendig, aber in Wirklichkeit nur eine Folgerung aus jener Meinung ist. Alle Münchhausenstützen werden unweigerlich wirksam. Ebenso oft greifen emotionale Elemente ein. Es ist bekannt, wie häufig der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Emotion färbt die Sachlage. Die lustbetonte Vorstellung taucht leichter auf als ihr Gegenteil. Namentlich spielt bei wissenschaftlicher Intuition die polemische Emotion eine große Rolle, der Wunsch Recht zu behalten oder aber einen anderen zu widerlegen. Man kann diese Einwirkung auch als Autosuggestion bezeichnen. Die Autosuggestion kann eigene Ergebnisse als gesichert erscheinen lassen, die es nicht sind. Sie kann aber auch fremden Ergebnissen gegenüber zu einer sachlich nicht gerechtfertigten Skepsis führen, wie sich dies bei v. SCHWERIN gelegentlich beobachten läßt. Diesen irreführenden Elementen entspricht auf der anderen Seite der Mangel an notwendigen Vorstellungen, an der Präsenz erheblicher Momente, mit einem Wort, der Mangel an Kenntnissen, wie er bei jedem Forscher vorhanden ist, der ein neues Problem behandelt.

III. Diese Gefahren der Intuition können nur durch kritisches Nachdenken ausgeschaltet werden. Die kritische Nachprüfung ist zunächst *Selbstkritik*. Der Forscher muß den Vorgang, der sich unbewußt vollzogen hat, in sein Oberbewußtsein bringen. Er muß die kausal gewordenen Vorstellungen erkennen und mit den anderen schon vorhandenen oder zu gewinnenden konfrontieren. Das ist die eigentliche Forschungsarbeit des Historikers. Sie kann einen sehr großen Umfang annehmen. Es gibt Fragen, die zu einer Unmenge von Vorfragen führen und eine große Menge von Unterproblemen ergeben. Eine solche Frage ist z. B. das Ständeproblem. Die Selbstkritik ergibt in diesen Fällen, wie man sagen kann, ein Erkenntnisgebäude, dessen einzelne Fundamente

der Forscher auf ihren Zusammenhang zu untersuchen und auf ihre Haltbarkeit zu prüfen hat. Diese Selbstanalyse kann das Gefühlsurteil bestätigen, beseitigen oder ändern. In erstem Falle ist für das Gefühlsergebnis eine logische Begründung gewonnen, welche die Berufung auf das Gefühl entbehrlich macht.

Die Notwendigkeit der kritischen Nachprüfung gilt für jede historische Erkenntnis, auch für die Auslegung einer Einzelstelle, nicht nur einer lateinischen Stelle, sondern ebenso, was oft übersehen wird, für die Auslegung der deutschen Stellen. Die Auslegung nach Sprachgefühl ist zunächst nichts als eine ungeprüfte Intuition. Das wichtigste Mittel der kritischen Prüfung ist die Vorstellungsanalyse, für die sich gleichfalls eine Theorie aufstellen läßt, die in der Methodenlehre der Geschichte ebenso fehlt wie die Übersetzungslehre¹⁾. Von der kritischen Nachprüfung hängt die Richtigkeit der Erkenntnis, die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit ab.

Der Umfang, in dem die Selbstanalyse für den Einzelfall durchzuführen ist, kann ein verschiedener sein. Auch in dieser Hinsicht spielt die Individualität eine Rolle. Es gibt Forscher, die sich für die Erkenntniskritik mehr interessieren als andere²⁾. Maßgebend ist aber vor allem der Gegenstand der Erkenntnis. Je wichtiger eine Erkenntnis und je neuer sie ist, um so mehr hat der gewissenhafte Forscher Veranlassung, die Selbstkritik auf alle Zusammenhänge auszudehnen und immer wieder zu wiederholen. Er wird dabei unmerklich dazu gelangen, für solche Vorstellungsgebilde, z. B. bestimmte Unterprobleme, die er ständig hin und her erwägt, auch bezeichnende »Schlagworte oder Kennworte« zu formen.

Die Selbstkritik hat ihre Grenzen. Der Forscher wird nicht

¹⁾ Eine Skizze dieser Lehre habe ich versucht in meinem Aufsatz »Sprachgefühl und Vorstellungsanalyse«, Beilage zu meiner Gegenschrift S. 64–100. Ich habe dabei die Anwendung der Lehre an der Leihestelle Landrechts, Ssp. III 59, § 2 und § 3 erläutert. Andere Beispiele bieten die Widukindstelle o. S. 191, die Freiheitsstelle des Sachsenspiegels unten Anhang S. 291, die Thüringer Pflegehaftenstellen, Pflegehafte S. 116, die Osnabrücker Biergeldestelle, Sachsenspiegel S. 466 ff. u. a.

²⁾ Die Förderung methodischer Einsichten ist in der Regel wichtiger als die Gewinnung einer einzelnen Sacherkenntnis. Denn der methodische Fortschritt kann, wenn er anerkannt wird, einer unabgegrenzten Reihe von Einzeluntersuchungen zugute kommen.

für jede Einzelfrage sein gesamtes Weltbild revidieren. Er wird von gewissen Vorstellungen ausgehen, die er als gesichert zugrunde legt, zumal dann, wenn er annimmt, daß dieser Vorstellungsbesitz ihm mit seinen Mitforschern gemeinsam ist. Es wird ihm genügen, wenn er seine Intuition durch solche Vorstellungen logisch begründet. Aber die logische Begründung ist unerläßlich. So lang er nur fühlt, ohne imstande zu sein, sich Rechenschaft über die Gründe des Gefühls zu geben, ist eben die Nachprüfung noch nicht vollendet und das Ergebnis wissenschaftlich unsicher. Denn die Fehlerquellen sind noch nicht ausgeschlossen.

Das zeitliche Verhältnis zwischen Intuition und Erkenntnis-kritik kann ein verschiedenes sein und bei einer größeren Untersuchung ein wechselndes. Der Forscher kann aus dem Inhalte einer Quellenstelle sofort einen Eindruck erhalten und ihn dann nachprüfen, wie dies v. SCHWERIN sich vorstellt. Es ist auch möglich, daß er die Stelle zunächst überhaupt nicht versteht. Dann sucht er wohl dadurch zum Verständnis zu gelangen, daß er verschiedene Vorstellungen an die Stelle heranbringt und dadurch eine Intuition provoziert¹⁾. Die gewonnene Einzelerkenntnis kann weitere Vorstellungen wecken.

¹⁾ Wenn v. SCHWERIN es für methodisch unrichtig erklärt, daß ich bei meiner Arbeit über die *Lex Frisionum* eine Skizze der Übersetzungslehre der Textbetrachtung vorausgeschickt habe, so halte ich diese Beanstandung für unberechtigt. Quellenbild und allgemeine Vorstellungen müssen zusammentreffen. Die zeitliche Reihenfolge der Heranziehung ist für das Ergebnis gleichgültig und deshalb nicht eine Frage der Forschungsmethode, sondern der Arbeitsökonomie. Wenn der Forscher weiß, daß für die Gewinnung einer richtigen Erkenntnis gewisse allgemeine Erwägungen notwendig sind, weshalb sollte es methodisch unrichtig sein, diese Erwägungen zuerst ins Auge zu fassen und nicht erst Eindrücke zu suchen, von denen man weiß, daß sie durch andere unter Zuziehung der Allgemeinvorstellungen ersetzt werden müssen. Nehmen wir den Fall, daß der Forscher eine Quellenstelle benutzen muß, die in einer ihm unbekanntem Sprache verfaßt ist. Jeder Autor wird in einem solchen Falle zuerst die Sprache lernen oder sich eine Übersetzung verschaffen und dann erst die Auslegung versuchen. Nach v. SCHWERIN wäre das falsch. Der Forscher müßte zuerst versuchen »Intuitionen eines Sprachkundigen« zu produzieren. v. SCHWERIN wird gegen dieses Beispiel einwenden, daß Sprachkenntnisse zu der quellenkritischen Schulung gehören, deren Priorität er selbst fordere. Aber diese Grenzen sind willkürlich. Weshalb soll die Übersetzungslehre nicht bei Lateinquellen des frühen Mittelalters zur quellenkritischen Schulung gerechnet werden? Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Zu-

Die schließliche Entscheidung vollzieht sich bewußt oder unbewußt durch einen typischen Erkenntnisvorgang, den ich als Problemlösung bezeichnen möchte. Die historische Erkenntnis ist logisch gewürdigt immer ein Wahrscheinlichkeitsurteil¹⁾, obgleich wir gewohnt sind, hochgradige Wahrscheinlichkeit als Gewißheit zu bezeichnen. Auch ein nach dem üblichen Maßstabe sicherer Schluß kann durch neues Material entkräftet werden²⁾. Das Wahrscheinlichkeitsurteil vollzieht sich durch eine Reihe von Teilakten. Der Forscher sieht zunächst von dem Ergebnis der Intuition ab und betrachtet deshalb die Frage als offen, als Problem. Dann werden die verschiedenen in Betracht kommenden Antworten ins Auge gefaßt und die vorhandenen Anhaltspunkte auf ihren Erkenntnisgehalt für die offene Frage untersucht. Den Schlußakt bildet die Zusammenfassung und Abwägung der Gründe und der etwa entgegenstehenden Gegen Gründe. Jede Selbstkritik vollzieht sich bewußt oder unbewußt in dieser Form. Die bewußte Anwendung erhöht die Treffsicherheit der Schlußentscheidung³⁾.

rechnung notwendig ist. Auch v. SCHWERIN hätte gut getan, die Übersetzungsprobleme durchzudenken, bevor er seine Intuition an dem Texte der *Lex Frisionum* versuchte.

¹⁾ Das ist allerdings nicht anerkannt. v. SCHWERIN stellt die *Maxime* auf, »Wahrscheinlichkeit ist nicht Gewißheit« und verwendet diese *Maxime* um große Wahrscheinlichkeiten als ein Nichts zu bewerten. (Vgl. ob. S. 250.) Diese *Maxime* ist nicht ein Ergebnis besonderer kritischer Vorsicht, sondern m. E. mangelnder Einsicht in das Wesen historischer Erkenntnis. Bei folgerichtiger Handhabung der *Maxime* würden unsere geschichtlichen Erkenntnisse verschwinden.

²⁾ Auf dieser Gefahr beruht der Wert, den das Zusammentreffen verschiedener voneinander unabhängiger Beobachtungsreihen für die Sicherung der Erkenntnis besitzt. Die Möglichkeit des Irrtums infolge unbekannter Fehlerquellen wird dadurch verringert (erkenntnistheoretische Unfallversicherung); vgl. *Standesgliederung*, S. 102, 103.

³⁾ Lehrreich ist der Versuch, den Aufsatz SCHRÖDERS von der sächsischen Volksadresse oder das Buch MEISTERS von der ostfälischen Gerichtsverfassung in die Problemform zu bringen. Der Versuch ergibt deutlich die Unzulänglichkeit der Selbstkritik. Beide Autoren verfahren nach der oben erwähnten Methode der sukzessiven Erledigung. Vgl. für Meister FREIDINGE, S. 404 ff. Auch SCHRÖDER erledigt die Anhaltspunkte sukzessiv. In der Quellenschau, auf die er seine Ansicht gründet, sind weder die Widukindstellen noch die Frilingstellen vertreten. Sie erscheinen erst nachträglich, nicht als Anhaltspunkte, die bei der Entscheidung in Frage kommen, denn die Entscheidung ist schon vorher getroffen, sondern als Erklärung meines

Wesentlich ist, daß bei der Schlußentscheidung alle Anhaltspunkte zugleich zur Geltung kommen. Den Gegensatz bildet die sukzessive Erledigung, die darauf beruht, daß der Forscher die Sicherheit der Erkenntnis aus einem Teile des Materials überschätzt und die Schlußentscheidung fällt, bevor er alles erwogen hat. Diese sukzessive Erledigung ist irreführend und deshalb zu vermeiden¹⁾.

IV. Bei der Darstellung kann natürlich von jeder Begründung abgesehen werden, wenn es sich um Ergebnisse handelt, die so einfach sind, daß sie von selbst einleuchten. Wenn aber eine Begründung erforderlich ist, dann sollte sie nicht durch Berufung auf Intuition, sondern nur durch Darlegung des im Wege der Selbstanalyse festgestellten Erkenntnisvorgangs gegeben werden. Die Intuition selbst ist ein innerer Vorgang und deshalb der wissenschaftlichen Diskussion und Nachprüfung unzugänglich. Der Umfang der Mitteilung hängt wiederum von den Umständen des Einzelfalls und der Individualität des Autors ab. Je wichtiger und streitiger eine Frage ist, umso notwendiger wird die Ausführlichkeit. Sie steigert den wissenschaftlichen Wert der Arbeit, denn sie ermöglicht die genaue Nachprüfung. Der Leser, der die Geduld hat, solche Darlegungen aufzunehmen, wird in den Stand gesetzt, etwaige Fehler zu erkennen und nachzuweisen. Freilich sind Nachteile vorhanden. Die Aufforderung zur Prüfung verwickelter Zusammenhänge und Erkenntnisvorgänge stellt Anforderungen an die Denkarbeit des Lesers. Sie kann manche Leser abschrecken und andere ärgern, so daß sie durch emotionale Beeinflussung ihrer Intuition zur Ablehnung richtiger und gut begründeter Ansichten gelangen.

Schon in meinen Gemeinfreien habe ich besonderen Wert auf die Erkenntniskritik gelegt. Ich war mir ja bewußt, daß

vermeintlichen Irrtums. Diese Reihenfolge der Erörterung unterstützt den täuschenden Eindruck.

¹⁾ Wer auf Grund einer unvollständigen Betrachtung sich schon eine bestimmte definitive Meinung bildet und erst nachträglich an die übrigen Nachrichten herantritt, kann Gegengründen nicht gerecht werden. Er gleicht einem Feldherrn, der die Truppen der Gegenseite vereinzelt antrifft und dadurch auch eine Übermacht besiegt. Auf diesem Wege kann man eine schlecht begründete Ansicht glaubhaft machen, aber weder selbst richtige Erkenntnis gewinnen, noch auch dem Leser ein zutreffendes Urteil über die Wahrscheinlichkeit einer vorgetragenen Meinung ermöglichen.

ich eine alt eingewurzelte Ansicht beanstandete und dies gegen den Widerspruch HEINRICH BRUNNERS. Das Bewußtsein der Verantwortung und die nachfolgende Polemik haben mich immer wieder dazu geführt, den erkenntnistheoretischen Aufbau der Probleme zu überdenken und die für mich maßgebenden Erwägungen auch klarzulegen. Diese erkenntnistheoretischen Begründungen sind es, die meine anders eingestellten Rezensenten mit Scholastik und Dialektik verwechselt haben. Gewiß sind dies Bestandteile meiner Arbeit, die das rasche Lesen nicht erleichtern, aber sie erleichtern, und das ist ihr Zweck, die kritische Nachprüfung meiner Ergebnisse.

c) Die Intuition des Rezensenten. § 55.

I. Den Leitsatz BEYERLES, daß der Historiker nicht in die Welt des Sollens geführt werden wolle, »wo er in erster Linie eine Schau des Seins erwartet«, kann ich nur als einen methodischen Irrtum bewerten, als einen Rückfall in die vor-kritische Methode der Geschichtswissenschaft.

Der Leitsatz bezieht sich auf ein Buch, das eine wichtige und sehr bestrittene Ansicht wissenschaftlich begründen sollte, also für die Forschung bestimmt war. Der Ausspruch BEYERLES besagt deshalb, seines Bildschmuckes entkleidet, nichts anderes, als daß BEYERLE keine wissenschaftlichen Gründe erwartet, sondern Intuition, denn eine wissenschaftliche Begründung ist ohne die Sollgebote der Logik gar nicht möglich. Nicht umsonst redet die Sprache von einer zwingenden Begründung. BEYERLE will also, um Alltagsworte zu gebrauchen, nicht durch Gründe überzeugt, sondern überredet werden.

II. Der Wunsch BEYERLES ist wissenschaftlich nicht gerechtfertigt. Das Verhältnis der Intuition und der kritischen Nachprüfung ist beim Rezensenten dasselbe wie bei dem selbständigen Forscher. Selbstredend gewinnt auch der Rezensent einen intuitiven Eindruck von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit derjenigen Ansicht, die der Autor vertritt. Aber auch diese Intuition bedarf der kritischen Nachprüfung. Auch die Intuition des Rezensenten ist denselben Gefahren ausgesetzt wie die Intuition des Forschers. Kenntnislücken, Erinnerungsfehler, Autoritätsüberschätzung, *petitio principii* in der Form